

Besprechungen

Rudolf Kammerl / Claudia Lampert / Jane Müller (Hrsg.)

Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung

Zur Rolle der kommunikativen Figuration Familie

Baden-Baden: Nomos, 2022. – 260 S.

(Reihe Medienpädagogik / Media Education; 6)

ISBN 978-3-7489-2862-1 (E-Book)

Dass Kinder heute in mediatisierten Lebenswelten und digitalisierten Medienumgebungen anders aufwachsen als ihre Elterngeneration, ist ein ebenso bekanntes wie in den letzten Jahren intensiv beforschtes Phänomen, das sich unter anderem in verunsichertem Medienerziehungsverhalten aufgrund mangelndem „generationenübergreifende[m] Erfahrungswissen“ (S. 19) im Umgang mit neuen Medienpraktiken zeigt. Rudolf Kammerl, Claudia Lampert und Jane Müller blicken auf langjährige Forschungserfahrungen zu Mediensozialisation, Familie und Mediatisierung zurück und legen in ihrem neuesten Werk den Fokus auf „langfristig[e] Auswirkungen einer sich verändernden Medienumgebung auf die Sozialisation von Kindern als Individuen“ (S. 58).

Der Band aus der Reihe „Medienpädagogik / Media Education“ des Nomos-Verlages stellt erste Befunde aus dem DFG-Projekt „Connected Kids – Sozialisation in einer sich wandelnden Medienumgebung“ (ConKids) vor, das die Autor*innen seit 2018 an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg-Erlangen (FAU) und am Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut (HBI) in Hamburg durchführen. Bemerkenswert ist die methodologische Anlage als qualitative Längsschnittstudie, durch die auch im Hinblick auf die zeitliche Perspektive Einblicke in den Wandel der Mediensozialisation von Heranwachsenden möglich werden. Besonders erfreulich ist, dass die Publikation als Open Access unter einer CC BY-SA 4.0 Lizenz zum Download verfügbar ist.

Die ersten drei Kapitel geben einen Überblick über die aktuelle Mediensozialisationsforschung in Familien. Besonders Kapitel 1 und 2 sind für jene Leser*innen geeignet, die sich wesentliche Grundlagen und Kern-Erkenntnisse kompakt und übersichtlich erschließen möchten. Kapitel 3 erweitert diese Perspektive um den spannenden Ansatz, Familien als kommunikative Figurationen in Anlehnung an Norbert Elias zu betrachten und – unter Einbezug der Machtba-

lancen – auf Veränderungen in der Mediensozialisation zu beziehen.

Kapitel 4 stellt die methodologische und methodische Anlage der ConKids-Studie transparent und anschaulich dar. Auf Basis der Rekonstruktion von (Medien-)Sozialisationsprozessen und kontrastierenden Falldarstellungen innerhalb zweier Erhebungswellen mit 32 Kindern sowohl im Übergang von Kita zur Grundschule als auch im Übergang zur weiterführenden Schule setzt sich die Studie zum Ziel (S. 58), (1) den Einfluss verschiedener Medien auf Kommunikation und Beziehung zu beleuchten, (2) Bedingungen für eine „gelingende medienbezogene Sozialisation“ sowie (3) für die günstige Balance aus „Autonomie und Heteronomie, Nähe und Distanz sowie Zugehörigkeit und Abgrenzung“ zu identifizieren und (4) „Indikatoren für typische entwicklungs- und situationspezifische Veränderungen (oder Störungen) im Sozialisationsprozess“ aufzuzeigen.

Darüber hinaus legt die Forschungsgruppe Wert auf die Entwicklung und Erprobung innovativer – auch visueller – Forschungsmethoden, die anschaulich erläutert werden. Besonders zu erwähnen sind die kontrastiven Optionen, die der methodologische Studien-Aufbau ermöglicht. Neben einer Analyse der Veränderung der kindlichen Mediennutzung und der Beziehung zu Familie und Peers im Zeitverlauf können Vergleiche zwischen den Kindern innerhalb einer Alterskohorte sowie zwischen den beiden Kohorten gezogen werden.

Schade ist, dass die Forschungsgruppe das Potenzial, kontrastive Fälle auch auf sozio-ökonomische oder sozio-kulturelle Faktoren zu beziehen, nicht genutzt hat. Durch den Fokus auf den Lebensraum Großstadt und deren Einzugsgebiet sowie den fast durchweg akademischen Hintergrund der Eltern (S. 72–75) ist das Sample leider wenig heterogen. Außerdem hätte die Befragung der Eltern weitere Informationen zur Lebenslage (ökonomische Spielräume, empfundene Belastungen etc.) ermöglichen und damit vermutlich wertvolle Erkenntnisse zu deren Bedeutung für die (Medien-)Sozialisation eröffnen können.

Die Ergebnisse der Studie werden sehr übersichtlich in zwei Hauptkapiteln veröffentlicht. Kapitel 5 befasst sich mit der medienbezogenen Sozialisation im Grundschulalter, Kapitel 6 mit der medienbezogenen Sozialisation nach dem Übergang auf die weiterführende Schule. Dabei verweisen schon die Überschriften der Kapitel auf ein zentrales Unterscheidungsmerkmal der Alterskohorten: Während die Aushandlungsprozesse um Medien bei Kindern im Grundschulalter vornehmlich innerhalb der Familie stattfin-

den, gewinnen bei den älteren Kindern zunehmend die Peers an Bedeutung.

Sehr differenziert veranschaulichen die Autor*innen sowohl die Medienensembles in den Familien als auch die selbst genutzten Medienrepertoires der Kinder anhand ausgewählter Falldarstellungen. Besonderen Fokus legen sie auf die unterschiedlichen Umgangsweisen innerhalb des Spannungsverhältnisses aus Autonomie und Regulierung. Kapitel 7 führt anschließend die Ergebnisse der beiden Kohorten zusammen und identifiziert Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede, bevor Kapitel 8 die Erkenntnisse der Studie in den aktuellen Forschungsstand einbettet. Manch vielversprechende Informationen gehen dabei im Fließtext unter. Hier wäre eine anschaulichere Visualisierung der Ergebnisse gewinnbringend gewesen.

In Summe bereichert der Band die Forschungslandschaft um Mediensozialisation in der Familie mit wichtigen Perspektiven. Besonders die anschauliche und theoretisch fundierte Analyse der familialen Aushandlungsprozesse und die kontrastiven Vergleiche zwischen den Kohorten sowie die Darstellung der Entwicklung der teilnehmenden Kinder im zeitlichen Verlauf liefern spannende Erkenntnisse. Die Fortführung der Studie im Hinblick auf die kommunikativen Figurationen Peers und Schule kann mit Spannung erwartet werden.

Sehr lohnenswert ist darüber hinaus der umfangreiche Anhang mit Glossar, Interview-Leitfäden, Fallbeschreibungen- und Fallvignettenmustern bis hin zu dem umfangreichen Kategoriensystem, was einerseits ein hohes Maß an Transparenz mit sich bringt und andererseits Anregungen für andere Forschungs-, insbesondere Qualifikationsarbeiten eröffnet.

Katrin Schlör

Prof. Dr. Katrin Schlör, Evangelische Hochschule Ludwigsburg, Campus Reutlingen, Pestalozzistr. 35, Alice-Salomon-Haus I 72762 Reutlingen, Deutschland, k.schloer@eh-ludwigsburg.de, katrin@schloer.net, <https://orcid.org/0009-0006-1041-5615>

Jürgen Kaube / André Kieserling

Die gespaltene Gesellschaft

Berlin: Rowohlt, 2022. – 288 S.

ISBN 978-3-7371-0148-6

Dies ist ein notwendiges, weil streitlustiges und scharfsinniges Sachbuch, geschrieben für alle diejenigen, die sich Klarheit darüber verschaffen wollen, wie es um den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft bestellt ist. Jürgen Kaube, einer

der Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, und André Kieserling, einer der Soziologieprofessor:innen an der Universität Bielefeld, prüfen die medial und mental weit verbreiteten Warnungen vor zunehmender Spaltung der deutschen Gesellschaft. Ergebnis: Die Warnungen halten einer Überprüfung nicht stand.

Dies wird dargelegt in 14 handlichen Kapiteln, etwa zu Identitätspolitik, zu Parallelgesellschaften oder zur Corona-Pandemie. Die Dramaturgie der Abfolge hat sich dem Rezensenten nicht erschlossen, und die Glieder der Argumentationskette sind unterschiedlich stark. Aber insgesamt liegt nun eine überzeugende Gegenposition zu der Aufgeregtheit vor, die sich bis in die sozialwissenschaftliche Forschung erstreckt. Die Skepsis gegenüber der Spaltungsdiagnose hätte im Titel oder in einem Untertitel deutlicher signalisiert werden können.

Die Autoren entfalten ihre Argumentation in geradezu calvinistischer Weise: Es herrscht ein striktes Bilderverbot, so dass auch Tabellen zu Wählerwanderungen zerlegt werden in einen unübersichtlichen Fließtext (S. 154). Sie setzen also ganz auf das geschriebene Wort, und das ist durchweg wohlgeraten: kein Jargon, nicht präntiös, vielmehr stilistisch souverän mit lebendigen Schilderungen und funkelnden Formulierungen und nicht zuletzt sorgfältig ediert.

Überzeugungskraft gewinnt die Argumentation, weil die Autoren drei Schritte zurücktreten und sich aus gehöriger Distanz die beschworenen Spaltungen ansehen. Durch diese Tiefenschärfe können sie ökonomische, politische und kulturelle Varianten sozialer Konflikte ausleuchten und vergleichen. Dadurch treten etwa die Aporien und Absurditäten identitätspolitischer Debatten hervor. Und vor allem vergleichen die Autoren die Entwicklung in Deutschland mit der in drei ähnlichen Gesellschaften, und zwar mit dem Niedergang der „Versäulung“, einer spezifischen Form der Segmentierung in den Niederlanden, mit der wachsenden Polarisierung in den USA, wo ein „politisches Schisma“ (S. 84) alle anderen Interaktionen zu überwölben droht, und schließlich mit der Befriedung des Bürgerkrieges in Nordirland – einem Spaltungsmuster, in dem eine Konfliktlinie das ganze Land über lange Zeit prägte. Erst vor diesen Kontrastfolien tritt das Bild Deutschlands klar hervor. Und klar wird dadurch, was man daran hat, auch im Vergleich zu den scharfen Polarisierungen in den totalitären Epochen deutscher Geschichte.

Geprägt ist der skeptische Blick der Autoren von der Theorie der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Dieser Ansatz belegt mit dem Buch sein analytisches Potenzial. Die Autoren zeigen plastisch, wie einzelne Funktionssysteme

me, also Politik, Erziehung, Wissenschaft oder Religion, je eigene Rollen ausbilden, die dann als Erwartungen das Handeln von Individuen prägen. Durch die Trennung von Rollen bleiben Konflikte in einem Funktionssystem, etwa in der Politik, begrenzt und irritieren in der Regel allenfalls die Kooperation derselben Individuen in anderen Funktionssystemen, etwa in der Erziehung oder in der Wissenschaft. So spielen in der Begutachtung eines wissenschaftlichen Zeitschriftenaufsatzes die parteipolitischen Neigungen von Autor:innen und Gutachter:innen keine Rolle. Es wäre ein grober Normverstoß, wenn sie in Aufsatz oder Gutachten zum Ausdruck gebracht würden, und sie bleiben deshalb unbekannt. Zivilisierung gelingt also dadurch, dass Menschen in einer Vielzahl differenzierter Funktionssysteme inkludiert sind und deshalb immer in unterschiedlichen Beziehungen miteinander kooperieren müssen. Dieser Grundgedanke wird in dem Buch mit vortrefflichen Beispielen plausibilisiert, um den Warnungen vor Spaltung den Boden zu entziehen. Und es wird dadurch auch deutlich, wie hilfreich der Rollenbegriff auch in einer systemtheoretisch fundierten Argumentation ist.

Noch überzeugender wäre die Argumentation, wenn die skeptische Position systematischer durch vorliegende empirische Befunde untermauert worden wäre. Vor allem verwundert, dass die Autoren nicht auf die aktuellen Arbeiten von Steffen Mau zurückgreifen, die für Deutschland starke Belege für eine Normalverteilung der Meinungen in Streitfragen liefern. Vor allem kann Mau zeigen: Der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung lässt sich in seinen Einstellungen weder dem einen noch dem anderen Pol des viel diskutierten neuen *cleavage* von „Heimat“ und „Welt“ zuordnen. In Deutschland ist die Mitte stark, die Ränder sind schwach. Ebenso erhellend wären auch international vergleichende Zeitreihen zur Veränderung von Einstellungen, Kommunikation und Wahlverhalten, gerade um die Unterschiede in der Dynamik von Polarisierungsprozessen zu verdeutlichen.

Stattdessen rekapitulieren die Autoren die traditionellen Einwände gegen die Aussagekraft von Befunden aus Befragungen, etwa dass sie keinen Dialog zwischen Forschenden und Beforschten erlauben oder dass durch den Standardisierungsgrad der Fragen differenzierte Positionen verschliffen werden. Aber die intersubjektive Gültigkeit von Diagnosen ist umso größer, je mehr sie auf dem Vergleich von Messungen statt von Schilderungen beruhen.

Schwerer wiegt ein weiterer Einwand: Zwar gelingt es den Autoren, an die Stelle des Bildes zunehmender Spaltung ein differenziertes und theoretisch grundiertes Bild zu setzen. Aber sie

stoßen nicht zu schlüssigen Erklärungen für das Kommunikationsphänomen vor. Wenn die Karriere der „Spaltungsrhetorik“ kein Reflex auf soziale Verwerfungen ist: Wie ist dann die Zunahme der Warnungen vor Zunahme der Spaltungen zu erklären? Auf eine schlüssige Antwort ist der Kommunikationswissenschaftler gespannt. Einangs geben die Autoren eine Antwort, die auf eine Grundregel politischer Kommunikation verweist: Interessengruppen dramatisieren, um für ihre Positionen öffentliche Aufmerksamkeit und in der Folge Ressourcen zu gewinnen („Konflikt-aufwertung“; S. 10).

An anderer Stelle verweisen sie auf die Massenmedien. Deren DNA bilden die Nachrichtenfaktoren, vor allem Konfliktualität und Negativität. Die sind auch die wichtigsten Regeln für die Selektion von Nachrichten durch Rezipienten. Darauf verweist der treffende Begriff der „Angstlust“ an der Spaltung (S. 7). Der Stellenwert dieser Nachrichtenfaktoren wächst mit steigender Konkurrenz der Massenmedien untereinander und zu den sozialen Netzmedien. Somit wäre die mediale Konkurrenz in einem hybriden Mediensystem der Faktor, der die Erzählung von der Spaltung vorantreibt.

Einen weiteren Erklärungsansatz bieten die Autoren an, indem sie deutlich machen, dass Menschen ihre Gesellschaft an einem idealisierten Bild von Gemeinschaft messen und eine dementsprechende Homogenität ersehnen. Und schließlich verweisen sie auch auf die Erklärungskraft der politischen Ordnung, etwa dass der Grad der Spaltung auch bedingt ist durch das Wahlrecht (Mehrheitswahl vs. Verhältniswahl) oder durch das Verhältnis der staatlichen Gewalten (präsidentielles vs. parlamentarisches System). Und diese Ordnung muss wurzeln in den spezifischen politisch-kulturellen Vorstellungen der Bürger:innen.

Sicher spielt das alles zusammen, aber die Autoren sind scharfsinnig genug, so dass von ihnen auch Aufschluss darüber zu erwarten ist, wie diese Erklärungsansätze zu gewichten wären. Und nicht nur die Erklärung, sondern auch die Wirkungen der inflationären Beschwörung von Spaltung hätten empirisch und theoretisch informierte Ausführungen verdient, etwa, wie die Eskalationsdynamik des Alarmismus verläuft oder welche Folgen die verzerrte Wahrnehmung von Spaltung hat.

Welche Lehren sind aus der Lektüre zu ziehen? Drei Antworten, selbstverständlich nach Rollen differenziert:

(1) Den Bürgerinnen sei als Schlussfolgerung empfohlen, sich den Alarmismus weniger zu eigen zu machen, stattdessen die skeptische Distanz zu suchen. Die messbare Abwendung von

medialen Nachrichten könnte als Indiz dafür interpretiert werden, dass ein Teil des Publikums diese Lehre bereits zieht.

(2) Den professionellen Kommunikatoren in Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit und Politik sei Zurückhaltung in der Spaltungsdiagnose empfohlen. Doch es ist wenig realistisch, dass diese Empfehlung befolgt wird. Für eine Orientierung an Evidenz statt an Resonanz ist der Druck durch die jeweilige Konkurrenz zu groß.

(3) Den Forschenden sei empfohlen, (a) die Spaltungsbehauptung für Deutschland nicht zu übernehmen, auch nicht, um in Anträgen auf Forschungsmittel die allgemeine Relevanz des Vorhabens zu unterstreichen; (b) Indikatoren zu entwickeln, um empirisch zu messen, wie Menschen in ihrer Kommunikation und Kooperation mit rollenspezifischen Konflikten umgehen, und damit die Kluft zwischen medialer Spaltungsbehauptung und nachweislicher kooperativer Kommunikation auszuloten; (c) die Konfliktkommunikation in Gesellschaften mit unterschiedlichem Integrationsgrad vergleichend zu untersuchen und dadurch zu ermitteln, welche der möglichen Erklärungen für die Unterschiede in der Konfliktkommunikation valider ist.

Wenn, wie zu erwarten, nur ein Bruchteil der Angesprochenen diese Lehren ziehen wird, dann ist dies bestimmt nicht auf die beiden Autoren zurückzuführen. Sie haben mit ihrem tiefenscharfen Blick das Ihrige getan, damit eine um sich greifende gesellschaftliche Fehlwahrnehmung korrigiert werden kann.

Gerhard Vowe

Prof. Dr. Gerhard Vowe, Seniorprofessor für Kommunikationswissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Institut für Sozialwissenschaften, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf, Deutschland, vowe@uni-duesseldorf.de, <https://orcid.org/0000-0002-9440-6460>

Anne Kurr

Verteilungsfragen

Wahrnehmung und Wissen von Reichtum in der Bundesrepublik (1960–1990)

Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 2022. – 360 S.

ISBN 978-3-593-51592-2

Reichtumsungleichheit und Vermögenskonzentration sind vielfach diskutierte Themen, die jedoch in der deutschsprachigen Medien- und Kommunikationswissenschaft eher keine Aufmerksamkeit genießen (international u. a. Kanto-la & Vesa, 2023; Waitkus & Wallaschek, 2022). Ich habe mit den Schlagworten „Vermögen“ und

„Reichtum“ in Deutsch und Englisch in den Zeitschriftenarchiven von „Medien & Kommunikationswissenschaft“, „Publizistik“ sowie deren schweizerischen und österreichischen Pendants „Studies in Communication Science“ und „MediaJournal“ nach Aufsätzen gesucht. Dabei bin ich auf einen Artikel von Christian Fuchs aus dem Jahr 2017 in der Publizistik gestoßen sowie dem ersten Themenheft der M&K aus dem Jahr 2001, in dem es um den Zusammenhang von Kommerzialisierung und Ökonomisierung der Medien und Mediensysteme geht.

Dieser kursorische Blick bietet einen Anhaltspunkt, weshalb das folgende zeithistorische Buch von Anne Kurr hier besprochen wird. Es handelt sich um eine überarbeitete Dissertation der Historikerin und behandelt, wie Reichtum, Vermögen und das Wissen darum in der Bundesrepublik vor der Wende 1989/90 in der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Kurr fragt, welches Wissen über Reichtum und Vermögen produziert wurde und welche Rolle dabei Interessensverbände wie Kirchen, Unternehmerverbände und Gewerkschaften gespielt haben sowie inwiefern Wissenschaftler (im Untersuchungszeitraum scheint gendern kaum angebracht) die Politik mit ihren Studien und Begriffen geprägt haben. Basierend auf einem reichen Quellenfundus aus Reden, Mitteilungen der Interessensverbände, Fachartikeln, Medienberichten, Parlamentsdebatten und anderen politischen Dokumenten zeichnet die Autorin einen sich gegenseitig beeinflussenden Diskurs zwischen Politik, Medien, Interessensverbänden und Wissenschaft nach. Dabei betont Kurr jedoch, dass Reichtum nie ein zentrales Thema der bundespolitischen Öffentlichkeit war, sondern stets ein Randthema.

Drei zentrale Ergebnisse stechen für die sozialwissenschaftliche Forschung heraus:

Erstens zeigt Kurr gekonnt auf, wie Statistiken und Datenerhebungen über Vermögen und Reichtum umstritten waren und politisch genutzt wurden, um eigene Standpunkte zu (de-)legitimieren (Kap. 3). So ist die mangelnde Datengrundlage dazu, wie viele Millionäre es in Deutschland gibt und wie ungleich die Reichtumskonzentration tatsächlich ist, ein Streitpunkt bis in die 1980er, der sowohl dazu genutzt wird, mehr Daten und validere Statistiken zu fordern, als auch dazu, bisherige Untersuchungen und Resultate zur Ungleichheit anzuzweifeln und als unzureichend abzuqualifizieren. Kurr zeigt demnach eine starke Politisierung von Wissen und auch Wissenschaft im Untersuchungszeitraum.

Zweitens und daran anschließend demonstriert Kurr, wie wissenschaftliche Untersuchungen die mediale und politische Debatte beeinflussen. Die Studien von Carl Föhl 1964 oder Wil-

helm Krelle und Kollegen 1968 finden Widerhall sowohl in den überregionalen Tageszeitungen als auch dem Öffentlichen Rundfunk und werden intensiv in der Politik diskutiert; sie führen gar zu Konflikten innerhalb der Bundesregierung, da die Studien entweder als ideologisch verbrämte oder hoch relevant eingestuft werden (Kap. 3+5).

Drittens rekonstruiert die Autorin den Zusammenhang von sozialem und ideologischem Wandel in der „Bonner Republik“ sehr eingehend. Während Ende der 1950er Jahre selbst Bundeskanzler Konrad Adenauer ob der ungleichen Reichtumskonzentration Sorgen über den sozialen Frieden äußert und alle Parteien im Bundestag eine gewisse Umverteilung und aktive Vermögenspolitik verfolgen (Kap. 2), wandelt sich dies spätestens Anfang der 1970er Jahre unter der Kanzlerschaft von Helmut Schmidt und der einsetzenden Öl-Krise sowie ansteigender Arbeitslosenquote (Kap. 5+6). Zunehmend wird Vermögenspolitik nicht mehr unter gesellschaftspolitischen Gesichtspunkten diskutiert und Fragen der Gerechtigkeit und sozialen Ordnung beachtet, sondern wirtschaftspolitische Aspekte gewinnen die Oberhand. Reichtum wird vornehmlich als privater Gewinn verstanden und als Zeichen guter Wirtschaftlichkeit erfolgreicher Unternehmen angesehen. Die Ansichten der Gewerkschaften und des linken SPD-Flügels sowie des sozialliberalen Flügels der F.D.P. verlieren an Einfluss, und marktliberale, angebotsorientierte und wirtschaftsnahe Perspektiven resonieren stärker in den Medien und der Politik. Infolgedessen rückt die Vermögenspolitik stetig in den Hintergrund und verliert ebenfalls an Relevanz in den Medien und der Wissenschaft (Kap. 6).

Gerade aus sozial- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive eröffnet das Buch vielfältige Anknüpfungspunkte für weitere Studien. Z. B. wäre es sehr interessant, einen systematischen diachronen Vergleich der Parlamentsdebatten um Vermögens- und Erbschaftssteuern durchzuführen. Ebenso könnte untersucht werden, welchen Einfluss wissenschaftliche Studien zu Reichtum und Vermögen auf die deutsche Politik haben und inwiefern ähnliche Probleme wie fehlende sozio-demografische Daten über die Superreichen eine Rolle spielen. Auch wie sich die Darstellung von Reichen im Lauf der Zeit gewandelt hat – gerade vor dem Hintergrund der Selbstdarstellung von Reichen in sozialen Medien – wäre sicherlich lohnend, weil Kurr darlegt (Kap. 4), wie jenseits fehlender Daten in den 1960ern und 70ern zunehmend Porträts über einzelne Familiendynastien wie Thyssen und populärwissenschaftliche Bücher über Reichtum von Journalisten verfasst werden und ein breites Publikum erreichen.

Allein der angegebene Zeitraum im Titel ist etwas irritierend, da Kurr bereits das Material vor 1960 diskutiert und auch „nur“ bis Mitte der 1980er ihr Material untersucht. Aber das hat keinen Einfluss darauf, dass Kurrs Studie eine sehr kenntnisreiche und informative Arbeit über Wissensproduktion und Wahrnehmung von Reichtum in der alten Bundesrepublik darstellt, die viele Anregungen und Quellen darlegt, an die die kommunikationswissenschaftliche Forschung anknüpfen kann und deren Ergebnisse auch für aktuelle Debatten hoch relevant sind.

Stefan Wallaschek

Dr. Stefan Wallaschek, Interdisciplinary Centre for European Studies (ICES), Europa-Universität Flensburg, Auf dem Campus 1b, 24943 Flensburg, Deutschland, stefan.wallaschek@uni-flensburg.de

Literatur

- Kantola, A., & Vesa, J. (2023). Silence of the Wealthy: How the Wealthiest 0.1% Avoid the Media and Resort to Hidden Strategies of Advocacy. *European Journal of Communication*, 38(1), 43–57.
- Waitkus, N., & Wallaschek, S. (2022). Legitimate Wealth? How Wealthy Business Owners are Portrayed in the Press. *Social Justice Research*, 35(4), 404–435.

Friederike Oberkrome / Lotte Schüßler (Hrsg.)

Arbeiten zwischen Medien und Künsten

Feministische Perspektiven auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts

Berlin: Neofelis, 2023. – 260 S.

ISBN 978-3-95808-416-2

„Damit erscheinen sie nicht als Unsichtbare, sondern vielmehr als Vergessene“ (S. 73) – ein Zitat, das sich auf das Erinnern und Vergessen afrodeutscher Artistinnen bezieht, kann als Leitmotiv für den Sammelband „Arbeiten zwischen Medien und Künsten. Feministische Perspektiven auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts“, herausgegeben von Friederike Oberkrome und Lotte Schüßler, verstanden werden. Denn keine der Protagonistinnen in den hier erzählten Geschichten war ihrerzeit unsichtbar, trotz des Vergessens in der Gegenwart. Dieses Vergessene wieder ans Licht zu holen, sich auf die „Spurensuche nach Akteur*innen“ (S. 12) zu begeben und ihr künstlerisches Schaffen aus interdisziplinären Blickwinkeln zu betrachten und es in diesen Auseinandersetzungen der Leserschaft zugänglich zu machen, das haben die Autor*innen des Werkes zu ihrem Ziel erklärt.

Der Sammelband ist aus dem Seminar „Medien- und Theaterfrauen“ in der Weimarer Republik – biografische Erkundungen“ und einem Workshop desselben Titels hervorgegangen und gliedert sich in vier Themenfelder: (1) Auftreten, Auffallen, Kämpfen, (2) Darstellen, Filmen, Fotografieren, (3) Produzieren, Kommunizieren, Archivieren und (4) Verlegen, Vernetzen, Biografieren. Insgesamt zwölf Beiträge sind im Band versammelt, die zwei konzeptionelle Schwerpunkte verfolgen: die Betätigungsfelder an den Schnittstellen zwischen Medien und Künsten und die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Arbeiten“ im Sinne der Ausgestaltung eines konkreten Tuns sowie als „Erzeugnisse und tradierbaren Artefakte“ (S. 13). Die meisten Beiträge sind tatsächlich als biografische Erkundungen einzuordnen, die vielfältige und vor allem quellengesättigte Einblicke in das Leben und Schaffen von Frauen* in der Medien- und Kulturlandschaft der Weimarer Republik verschaffen.

Bereits eingangs verweisen die Herausgeberinnen darauf, dass die im Titel angekündigte feministische Perspektive des Bandes offengehalten wird. Diese sei „eher als ein Rahmen zu verstehen, der die Beiträge des Sammelbandes in verschiedener Hinsicht miteinander verknüpft“ (S. 16).

Die Beiträge des Bandes sind sorgfältig nach den Abschnittsüberschriften organisiert, wodurch eine dramaturgische Struktur in der Präsentation der Inhalte geschaffen wird. Eine theoretische Fundierung bleibt zwar aus, dafür bieten einige Autor*innen eine solide Kontextualisierung, die nahtlos in die jeweiligen Fallstudien eingebettet ist. Diese Herangehensweise ermöglicht es der Leserschaft, die Inhalte und biografischen Skizzen in einen breiteren Rahmen zu stellen und so ein Verständnis für die historischen Zusammenhänge und Hintergründe zu gewinnen.

Der erste Abschnitt „Auftreten, Auffallen, Kämpfen“ ist der kürzeste des Bandes – hier sind nur zwei Beiträge zu finden. Mirjam Hildbrand und För Künkel nehmen die Berliner Zirkus- und Varietészene Anfang des 20. Jahrhunderts und die darin tätigen Künstlerinnen unter die Lupe. Neben einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Selbstinszenierungsstrategien der weiblichen und homosexuellen Künstler*innen, gehen die Autor*innen auf die Aufbruchsstimmung dieser Zeit ein. Der Beitrag gewährt zudem einen faszinierenden Einblick in die Kunst alter Werbeplakate, die nicht nur das Erzählte illustrieren, sondern eine zusätzliche narrative Dimension auf der Bildebene eröffnen. Im Schlussteil kritisiert der Beitrag die bis heute weitgehend ausgebliebene akademische Auseinandersetzung mit den

„Arbeits- und Auftrittsorten“ ihrer Protagonist*innen, da diese in „niederen Künsten“ verortet würden (S. 48).

Der Beitrag von Hannah Eßler zur Bühnennarbeit afro-deutscher Artistinnen vor dem Zweiten Weltkrieg sticht vor allem durch einen Exkurs in die Geschichte der afro-deutschen Menschen in Deutschland und Europa heraus. Am Beispiel einer Tänzerin und zweier Zirkusartistinnen exponiert Eßler die rechtliche Situation afro-deutscher Frauen in der Weimarer Republik und später im Nationalsozialismus. Nach diesen informationsreichen Ausführungen schlägt der Beitrag eine Brücke zur Gegenwart, indem er die Situation der afro-deutschen Artistinnen aus der Jetzt-Perspektive betrachtet, und plädiert unter anderem für eine „akribische und detaillierte Archivarbeit“, um diese Frauen nicht nur in der Funktion einer Projektionsfläche in der Geschichtsschreibung erstarrten zu lassen (S. 74).

Der zweite Abschnitt des Bandes versammelt vier biografische Texte, deren Fokus die Werdegänge und das Schaffen der Schauspielerinnen Mara Feldern-Förster (Beitrag von Sofia Letier) und Maria Orska (Beitrag von Georg Kasch), der Filmschaffenden Rosa Porten, der älteren Schwester der berühmten Henny Porten (Beitrag von Jingwen Li), sowie die Zusammenarbeit der Künstlerin Elsie Altmann-Loos und der Fotografin Madame d'Orä (Beitrag von Theresa Eisele) bilden. Während die ersten drei Beiträge einem eher klassischen (jedoch nicht weniger spannenden!) Weg des biografischen Erzählens folgen und die wichtigsten Leben- und Arbeitsstationen ihrer Protagonistinnen nachzeichnen, legt Eisele viel weniger Wert auf die biografischen Details von Altmann-Loos und ihrer Arbeitspartnerin, sondern formuliert als Ziel ihres Beitrages „die Analyse der Fotografie und ihrer Kontexte als bemerkenswertes Dokument der ambivalenten Selbstpositionierung zweier Frauen innerhalb eines komplexen Systems multipler Zugehörigkeiten“ (S. 126).

Die Lebensgeschichte von Erna Elchlepp, einer Berliner Musikproduzentin, eröffnet den dritten Abschnitt des Bandes „Produzieren, Kommunizieren, Archivieren“. Viktoria Maillard und Nicola Reißer zeichnen in ihrem kurzen Beitrag chronologisch die Karriere von Elchlepp von einer Verwaltungsmitarbeiterin bis zur Führungskraft im Nationalsozialismus nach. Der darauffolgende Beitrag von Larissa Schüller verlässt die Weimarer Republik und behandelt „Konfigurationen von Körper und Raum bei der Arbeit von Schweizer Telefonistinnen“ (S. 163). Schüller führt in die Rahmenbedingungen der Arbeit der Telefonistinnen ein und gleicht anhand eines Dokumentarfilmes aus dem Jahr 1938 die Wirklich-

keit des Telefonistinnen-Berufes und dessen Wandel im Zuge der Automatisierung mit seiner filmischen Inszenierung ab. Deutlich werden ferner die (Un-)Sichtbarkeitsdilemmata dieses Berufsfeldes.

Im letzten Beitrag dieses Abschnitts befasst sich Carolyn Birdsall mit den Rundfunkarchivaren in den deutschen Rundfunk im Zeitraum 1930er bis 1950er Jahre. Hierbei knüpft Birdsall als gestandene Wissenschaftlerin u. a. an ihre bereits veröffentlichten Forschungsarbeiten zu diesem Thema an (z. B. Birdsall 2016, 2018, 2019). Auch in diesem Beitrag ist der Sichtbarkeitsdiskurs zentral und bezieht sich um einen auf die geschlechtsspezifische Repräsentation in den Quellen unterschiedlicher Provenienz und zum anderen auf ebendiese medialen Darstellungen technischer Arbeit (S. 184).

Der dritte Abschnitt des Bandes fokussiert wieder konkrete Personen. Friederike Oberkrome geht dem Konflikt der Schriftstellerin Else Lasker-Schüler mit ihren Verlegern nach und nimmt vorwiegend eine ökonomische Kontextualisierung der Streitschrift „Ich räume auf!“ (1925) von Lasker-Schüler vor. Dabei setzt der Beitrag die Kenntnisse einiger Werke der Schriftstellerin voraus und richtet sich eher an ein fachkundiges Publikum.

Die Fallstudien zur Berliner LGBTIQa+-Aktivistin Lotte Hahm und der Autorin Lili Körber schließen den Sammelband. Marlo Pichler und Eva Steffgen gestalten ihren Beitrag zu Hahm als „eine Reise durch das queere Berlin der Weimarer Republik“ (S. 234) und werden diesem Versprechen gerecht. Als Schnittstelle zwischen biografischer Recherche und der queeren Kultur der Weimarer Republik nimmt der Beitrag mehrere Orte der einschlägigen Szene in Berlin und das politische Engagement ihrer Mitglieder in den Blick.

Sarah Stührenberg macht sich auf die Suche nach Lili Körber. Dem Schaffen von Körber als Autorin und den Rahmenbedingungen schenkt der Beitrag jedoch kaum Aufmerksamkeit. Im Sinne einer „kritischen Reflexion des Biografieens“ (S. 247) erkundet Stührenberg vielmehr die Problematik von Selbst- und Fremdzuschreibung anhand von Überlieferungen zu Körber, darunter die Frage nach ihrer jüdischen Herkunft.

In der Summe liefert der vorliegende Sammelband einen überaus gelungenen Anschluss an die aktuellen gesellschaftskritischen Diskurse zur Rolle und vor allem zur Sichtbarkeit der Frauen in der Arbeitswelt, sowohl in der Geschichte als auch in der Gegenwart. Mit dem Beitrag von Hanna Eßler leistet der Band ferner einen Beitrag zur Diskussion um die afro-deutsche Geschichte. Zu bedauern ist, dass auf ein Autor*innen-Ver-

zeichnis verzichtet wurde, so erfährt man nur punktuell, in welchem Rahmen die Beiträge entstanden sind. Hervorzuheben ist eine gute Verständlichkeit der Beiträge, die den Band für einen breiteren Leser*innenkreis geeignet macht.

Yulia Yurtaeva-Martens

Dr. Yulia Yurtaeva-Martens, Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF, Studiengang Medienwissenschaft, Marlene-Dietrich-Allee 11, 14482 Potsdam-Babelsberg, Deutschland, y.yurtaeva-martens@filmuniversitaet.de

Literatur

- Birdsall, Carolyn (2016). Sound and Media Studies. Archiving and the Construction of Sonic Heritage. In: Holger Schulze, Jens Gerrit Papenburg (Hrsg.), *Sound as Popular Culture. A Research Companion*. Cambridge, MA: MIT P, S. 133–148.
- Birdsall, Carolyn (2018). Divisions of Labour. Radio Archiving as Gendered Work in Wartime Britain and Germany. In: *Yearbook for Women's History* 37, S. 107–133.
- Birdsall, Carolyn (2019). Radio Documents. Broadcasting, Sound Archiving, and the Rise of Radio Studies in Interwar Germany. In: *Technology and Culture*, 60(2), S. 96–128.

Lisa Schwaiger

Gegen die Öffentlichkeit

Alternative Nachrichtenmedien im deutschsprachigen Raum

Bielefeld: transcript, 2022. – 330 S.

(Reihe Digitale Gesellschaft) Open Access

ISBN 978-3-8376-6121-7

Die Dissertation von Lisa Schwaiger untersucht digitale Alternativmedien in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In insgesamt acht Kapiteln werden auf umfassende Art und Weise theoretische Grundlagen sowie empirische Untersuchungen miteinander verknüpft. In den Kapiteln zwei bis vier werden zunächst grundlegende Konzepte von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit vorgestellt und im Kontext digitaler Medien verortet. Anschließend werden die Relationen beider Konzepte zueinander diskutiert.

Ab Kapitel fünf beginnt der empirische Teil der Arbeit, wobei zunächst das empirische Vorhaben vorgestellt wird und die vier zentralen Vorhaben eingeführt und dann in den beiden folgenden Kapiteln zur Datenerhebung und Auswertung umgesetzt werden: (1) In der deskriptiven Analyse deutschsprachiger alternativer Nachrichtenmedien werden 178 Webseiten, welche in die Kategorie der alternativen Nachrichten-

medien fallen, zusammengetragen und einige zusätzliche Informationen, wie Reichweite, Social Media Accounts und Weiteres erhoben. (2) Anschließend werden in der qualitativen Analyse alternativer Nachrichten-Websites nach Grounded Theory verschiedene Typen von Nachrichtenmedien erarbeitet und die Websites hier eingeordnet. (3) Durch Twitter-Netzwerkanalysen alternativer und professioneller Nachrichtenmedien werden durch quantitative Methoden Beziehungen zwischen diesen Nachrichten analysiert, und (4) erfolgte durch eine qualitative Inhaltsanalyse der Netzwerkrelationen eine vertiefte Einordnung dieser Beziehungen. Abschließend endet die Dissertation in Ergebnisdarstellung und Fazit.

Hervorzuheben ist zunächst, dass Schwaiger einen breiten Begriff alternativer Nachrichtenmedien benutzt, der sich primär auf die Gegensätzlichkeit von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit stützt. Sie weitet damit begrüßenswerterweise das Untersuchungsfeld über die in den letzten Jahren intensiv beforschten Alternativmedien des rechtsradikalen und verschwörungsideologischen Spektrums hinaus aus. Hierdurch kann sie den demokratischen Mehrwert einer pluralistischen und vielfältigen (digitalen) Medienlandschaft aufzeigen, ohne die bedrohlichen und demokratiegefährdenden Entwicklungen aus dem Blick zu verlieren.

Nicht näher befasst sich Schwaiger mit sogenannten Grenzfällen des Alternativmedienspektrums, deren angemessene Einordnung die Forschung regelmäßig vor Herausforderungen stellt. So gibt es eine Reihe digitaler Medienangebote, deren Beiträge sich zwischen Konservatismus, Wirtschaftsliberalismus und Rechtspopulismus verordnen lassen und die sich, soweit für den Autor ersichtlich, auch nach Schwaigers aufgestellten Kriterien nicht unbedingt eindeutig als Alternativmedium klassifizieren lassen (sie wurden dennoch aufgenommen).

Eine große Stärke der Dissertation liegt in dem ausführlichen und umfassenden Sampling des Webseiten-Korpus. Solche detaillierten und zeitintensiven Zusammenstellungen bilden eine zentrale Ressource für weitergehende Forschungsvorhaben und damit für das Forschungsfeld an sich. Gleichzeitig gilt es, die Fluidität solcher digitalen Medienlandschaften und die damit verbundene verhältnismäßig kurze Halbwertszeit solcher Auflistungen nicht aus dem Blick zu verlieren. Die 2020 einsetzende Corona-Pandemie und die damit verbundenen gesellschaftlichen und politischen Verwerfungen hätten mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits eine Aktualisierung der 2018 bis 2019 erhobenen Daten erfordert. Diese Schnelligkeit des Forschungsge-

genstandes erfordert entsprechende Forschungsinfrastrukturen, die dererlei Ressourcen regelmäßig pflegen und aktualisieren können.

Die in den folgenden Kapiteln erfolgten Typologisierungen sowie die Ergebnisse der quantitativen und qualitativen Netzwerkbeziehungen sind interessant zu lesen und lassen sich gut in die bisherigen Erkenntnisse des Forschungsfeldes einordnen. Zu erwähnen ist hier beispielsweise die starke länderübergreifende Vernetzung insbesondere im rechtsradikalen und verschwörungsideologischen Spektrum, aber auch die regelmäßige Bezugnahme von Alternativmedien auf professionelle Medien, die jedoch in der Regel einseitig bleibt. Auch bieten die detaillierten und tiefgehenden qualitativen Arbeiten Ansatzpunkte für weitergehende quantitative Untersuchungen der gefundenen Medientypen und Praktiken.

Kritisch zu sehen ist der verhältnismäßig kurze Untersuchungszeitraum der Twitter-Analyse von gerade einmal sechs Wochen. Zwar ist die Samplegröße generell eine Herausforderung von qualitativen Vorhaben. Dennoch könnte die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse bereits deutlich durch einen vergrößerten Zeitraum und einem angeschlossenen Zufallsample gesteigert werden, ohne dass die qualitativ untersuchte Samplegröße an sich substanziell steigen muss.

Insgesamt handelt es sich bei „Gegen die Öffentlichkeit“ um eine umfassende und detaillierte Untersuchung mit einer gelungenen Verknüpfung aus Theoriearbeit und Empirie. Sie liefert zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschung und gibt einen höchst lesenswerten Einblick in das Themenfeld der alternativen Nachrichtenmedien.

Jan Rau

Jan Rau, MSc., Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut (HBI), Rothenbaumchaussee 36, 20146 Hamburg, Deutschland, j.rau@leibniz-hbi.de, <https://orcid.org/0000-0001-7011-5346>

Christian Strippel / Sünje Paasch-Colberg / Martin Emmer / Joachim Trebbe (Hrsg.)
Challenges and Perspectives of Hate Speech Research

Berlin: Böhland & Schremmer, 2023. – 488 S.
 (Reihe Digital Communication Research; 12)
 ISBN 978-3-945681-12-1
<https://doi.org/10.48541/dcr.v12.0> (open access)

Online Hate Speech ist seit einigen Jahren sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft ein relevantes und viel diskutiertes Thema, wie

die jüngst im deutschsprachigen Raum publizierten multidisziplinären Sammelbände von Weitzel und Mündges (2022) oder Wachs, Koch-Priewe und Zick (2021), aber auch Organisationen, Initiativen und Vereine wie u. a. ECRI, HateAid oder No Hate Speech Movement veranschaulichen. Dabei dominieren vor allem ambige Auffassungen, was Hate Speech sei, Diskussionen um Definitionsreichweiten, Abgrenzungen zu anderen Formen inziviler Kommunikation sowie die Frage nach dem Kontext und den damit einhergehenden Diskrepanzen, was die Attribute von Hate Speech sind und wie diese erfasst werden können.

Der vorliegende Sammelband „Challenges and Perspectives of Hate Speech Research“ hat den Anspruch, bereits breit diskutierte, z. T. forschungsinhärente Probleme zur Erfassung von Hate Speech interdisziplinär, international und komparativ in den Fokus zu rücken. Somit sollen die dringendsten Fragen zum Themenkomplex Hass, Inzivilität und toxische Sprache in Beiträgen mit theoretisch-konzeptionellen, methodologischen sowie spannenden Fallstudien aus weniger im Fokus stehenden Forschungskontexten, z. B. in Polen, Nigeria, Libanon oder Brasilien, eine Bühne zur Rezeption und Diskussion erhalten.

Bereits im einleitenden Beitrag der Herausgeber:innen um Christian Strippel (Weizenbaum Institut), Sünje Paasch-Colberg (DeZIM e. V.), Martin Emmer und Joachim Trebbe (beide Freie Universität Berlin) werden die Herausforderungen im Bereich der Hate-Speech-Forschung pointiert adressiert: die zunehmend restriktiven Zugänge zu Social-Media-Daten (S. 12), zumeist simplifizierende (binäre) Konzeptionalisierungen bzw. Erhebungen (S. 14), die Detektion von impliziten Formen, notwendige Abgrenzungen zu anderen Sprechakten sowie die Relevanz des Kontextes.

Der letzte Punkt zieht sich wie ein roter Faden durch die 26 Beiträge des Bandes. Für den ersten Abschnitt zu gegenwärtigen politischen Entwicklungen ist der Beitrag der Medienwissenschaftlerin und Journalistin Anna Litvinenko mit ihrem vierstufigen Konzept von Kontext für die Inzivilitätsforschung hervorzuheben. Sie differenziert von der Makro- zur Mikroebene, also vom soziokulturellen und soziopolitischen über den Organisations- bis zum situations- und milieuspezifischen Kontext (S. 75ff.). Unhöfliche und normverletzende Sprache sollte demnach als solche über diese vier Ebenen betrachtet werden, da eine Außerachtlassung einschränkende Folgen für die weltweite Freie Rede haben kann (S. 81).

An diesen kontextsensiblen Zugang können die Beiträge des zweiten Buchabschnitts zu Be-

griffen, Konzepten und Definitionen anknüpfen: Neben einem guten Einführungsbeitrag der renommierten Hate-Speech-Forscherin Liriam Sponholz widmen sich das Who is Who in Überblicksaufsätzen den Konzepten *Dangerous Speech* (Susan Benesch), *Toxity* (Julian Risch), einer Überarbeitung von *Dark Participation* (Thorsten Quandt und Johanna Klapproth), Inzivilität (Marika Bormann und Marc Ziegele) sowie *Extreme Speech* (Sahana Udupa). Dabei plädiert die Sozialanthropologin anhand von Erkenntnissen aus ethnographischen Studien aus Indien und Äthiopien für eine Berücksichtigung und ein Bewusstsein von historisch gewachsenen Sprechakten und somit für eine holistische Analyse, die sich von quantitativ-deduktiven Analyserastern abgrenzt (S. 233ff.).

Im letzten Abschnitt stehen methodologische Perspektiven im Fokus. Der Medien- und Konfliktforscher Babak Bahador stellt ein im US-Kontext getestetes Hate-Speech-Monitoring vor, dass graduell auf einer sechsstufigen Skala Hass-Rede von Ablehnung bis hin zu Todesagitationen klassifiziert und das damit als ein Hate-Speech-Frühwarnsystem dienen kann (S. 291). Gleich mehrere Artikel beschäftigen sich mit den Herausforderungen automatisierter Hate-Speech-Klassifizierung und -Detektion. Mit Blick auf zukunftsweisende Methoden werden sowohl Probleme, die dem Daten Scraping inhärent sind, wie z. B. rechtliche Einschränkungen auf der EU-Ebene durch den Digital Service Act und API-Regulierung (Leerssen et al., S. 405ff.), als auch Software gestützte Lösungszugänge, wie das Best-Practice-Beispiel Facepager, für eine niederschwellige automatisierte Social-Media-Datenerhebung (Jünger, S. 429) vorgestellt.

Den Abschluss machen die Medien- und Computerwissenschaftler:innen Jaime L. Kirtz und Zeerak Talat mit einem Überblick, der die Themen des Bandes für die Leser:innen verbinden soll: Diese reichen von einem Bewusstsein für rechtliche Bedingungen zu einem Verständnis von soziokulturellen Kontexten, von Sprache und den technischen Voraussetzungen der zu untersuchenden Plattformen (S. 469). Besonderen Stellenwert legen sie auf die derzeitigen Forschungslimitationen und geben einen Ausblick in die Zukunft der Hate-Speech-Detektions-Forschung.

Damit umspannt der Band eine notwendige thematische Vielfalt sowie eine beeindruckende forschungsdisziplinäre Diversität, die sehr gut veranschaulicht, dass Hate Speech und verwandte Sprechakte eine globale Herausforderung darstellen, die nur multidisziplinär bewältigt werden kann. Der Band zeigt dabei sehr schön die gegenwärtigen Herausforderungen und Perspektiven von Hate-Speech-Forschung auf und lädt

mit den gut gewählten Fallstudien und konzeptionellen Beiträgen zum Diskutieren ein, knüpft Verbindungen und gibt Inspirationen für eigene Forschungsvorhaben.

Andreas Schulz-Tomančok

Mag. Andreas Schulz-Tomančok, MA, Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW) / Universität Klagenfurt (AAU), Institut für vergleichende Medien und Kommunikationsforschung (CMC), Bäckerstraße 13/1, 1010 Wien, Österreich, andreas.schulz@oeaw.ac.at, <https://orcid.org/0000-0001-9586-9451>

Literatur

- Wachs, Sebastian; Koch-Pries, Barbara; Zick, Andreas (Hrsg.) (2021): *Hate Speech – multidisziplinäre Analysen und Handlungsoptionen. Theoretische und empirische Annäherungen an ein interdisziplinäres Phänomen*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-31793-5>
- Weitzel, Gerrit; Mündges, Stephan (Hrsg.) (2022): *Hate Speech. Definitionen, Ausprägungen, Lösungen*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35658-3>

Niklas Venema

Das Volontariat

Eine Geschichte des Journalismus als Auseinandersetzung um seine Ausbildung (1870–1990)

Köln, Halem, 2023. – 508 S.

(Reihe: Öffentlichkeit und Geschichte; 13)

ISBN (Print) 978-3-86962-623-9

Die Kommunikationsgeschichte ist weitgehend aus den Curricula von kommunikationswissenschaftlichen Studiengängen und den Denominationen von kommunikationswissenschaftlichen Professuren verschwunden. Wenn, dann geht es nun um Kommunikations- und Medienwandel. So lautet auch die Denomination der Juniorprofessur von Niklas Venema in Leipzig. Dass aber Kommunikationsgeschichte nicht nur auf Wandel abheben kann, sondern auch Kontinuität in den Blick nehmen muss, davon zeugt Venemas Doktorarbeit, die nun im Halem-Verlag erschienen ist und hier gewürdigt werden soll.

Venema gehört zur Next Generation der Kommunikationsgeschichte, denn diese hat sich in den vergangenen Jahren neu aufgestellt. Davon zeugt etwa die Arbeit der neuen Nachwuchssprecherinnen Annika Keute (Salzburg) und Jo Marie Dominiak (Münster), die zusammen mit der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte einen Zukunftspreis für herausragende Dissertationen

und/oder Masterarbeiten auslobt. Als dieser Preis noch Nachwuchspreis hieß, wurde er an Niklas Venema für seine Dissertation verliehen – er war damals noch wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Maria Löblich in Berlin. Seine Berufung auf die Nachfolge des historischen Teils der Professur für Historische und Systematische Kommunikationswissenschaft von Arnulf Kutsch ist ein gutes Zeichen für die Zukunft der Kommunikationsgeschichte, und seine bereits ausgezeichnete Dissertation war Voraussetzung dafür. Er schreibt darin über die Geschichte des Volontariats.

Nun hatte Walter Hömberg schon 1987 zusammengetragen, es gebe „eine Geschichte des Tabaks und der elektronischen Beleuchtung, eine Geschichte der deutschen Treppe und der Technischen Überwachungs-Vereine [...] eine Geschichte des Streichertrios, eine Geschichte der Eisenbahnreise und eine Geschichte des Todes“ (Hömberg 1987, S. 619). Brauchen wir denn dann auch noch eine Geschichte des Volontariats? Aber natürlich! Denn die Auseinandersetzung um die journalistische Ausbildung kann die Bedeutung dieses Berufs für das Funktionieren von Öffentlichkeit offenlegen.

Zunächst entwirft Venema einen theoretischen Rahmen, der sich an den Akteur-Struktur-Dynamiken des Soziologen Uwe Schimank orientiert: „Individuelle und kollektive Akteure haben Interessen am Volontariat sowie Ressourcen und Strategien, um diese durchzusetzen.“ (S. 38) Nachdem der Forschungsstand kurz skizziert wird, stellt Venema seine Methode der qualitativen kommunikationshistorischen Forschung vor und legt offen, mit welchen Quellen er arbeitet. Hierzu gehören auch journalistische Autobiographien – eine spannende wie umstrittene Textsorte.

Die Darstellung der Ergebnisse setzt sehr abrupt im ersten Jahrzehnt des Deutschen Kaiserreichs ein und das Volontariat fällt dann doch recht unvermittelt vom Himmel: „Der Historiker Jörg Requate schrieb von ersten Hinweisen auf Volontariatsplätze Ende der 1870er-Jahre (vgl. Requate 1995: 432)“, schreibt Venema hier zu Beginn (S. 70) und schon fünf Seiten später (S. 75): „Bereits in den 1890er Jahren war das Volontariat in der gesamten Presse etabliert.“ Es gibt leider keine Vorgeschichte, die die Entwicklung des Journalismus und der Gesellschaft bis dahin skizziert. Venema kann dann aber sehr anschaulich zeigen, dass bald schon die Auseinandersetzungen über das Volontariat einsetzen. Wie zeitlos das Lamento der alteingesessenen Redakteure doch klingt: „Volontäre‘ sind meist Herren, die den Redakteuren im Wege stehen und sie durch allerhand Fragen in der Arbeit stören [...]“ (S. 87)

Hätte man doch nur damals schon vermehrt auf Journalistinnen gesetzt!

Auf diese erste Phase von 1870 an folgt die zweite Phase, beginnend mit der Gründung des Reichsverbands Deutscher Presse (RDP) 1910 und sie reicht bis zum Schriftleitergesetz der Nationalsozialisten 1934. Unser Fach hat in dieser Zeit sicher eine ebenso dysfunktionale Deformierung erfahren wie das Volontariat, denn es wurde nun „anhand von mündlichen und schriftlichen Prüfungen, geheimpolizeilichen Gutachten und dem sogenannten ‚Ariernachweis‘ der Volontärinnen und Volontäre“ (S. 212) über den Berufszugang entschieden.

Nach 1945 wurden in West und Ost unterschiedliche Wege der Ausbildung für den Journalismus gewählt. Und doch blieb jeweils das Volontariat zentral – eine erstaunliche Kontinuität über alle politischen Umbrüche hinweg. Im Osten war es zunächst von 1945 bis 1955 ungeregelt, dann von 1955 an abgeschafft und wurde 1965 wieder eingeführt: „Spätestens ab den 1970er-Jahren standen soziale Herkunft (Arbeiterklasse), politisches Engagement (in Parteien und Massenorganisationen), politische Motivation des journalistischen Berufswunschs und ‚Charaktereigenschaften und Verhaltensmerkmale‘ von Parteikadern im Vordergrund“ (S. 374).

Im Westen zeichnet Venema vor allem die langwierigen Auseinandersetzungen zwischen dem organisierten Journalismus und den organisierten Verlagen nach, die „mit dem Kompromiss

eines Tarifvertrags für das Redaktionsvolontariat 1990 in eine neue Phase traten, aber kaum endeten“ (S. 307). Seine Darstellung jedoch endet genau mit diesem Ausbildungstarifvertrag.

Eindrucksvoll hat Venema mit seiner Arbeit zeigen können, wie das Volontariat trotz aller Diskussionen doch zentraler Bestandteil der journalistischen Ausbildung blieb, über Zeiten und politische Systeme hinweg. Es gelingt ihm allerdings nicht, damit auch die gesellschaftliche Bedeutung des Journalismus aufzuzeigen. Irreführend ist deshalb der Titel der Arbeit: Es ist keine Geschichte des Journalismus. Tatsächlich bleiben der Journalismus, seine Entwicklung und seine Rolle in der Gesellschaft blass – ganz so, als habe sich die diesbezügliche Blässe der Ausbildungsdiskurse übertragen.

Thomas Birkner

Prof. Dr. Thomas Birkner, Paris Lodron Universität Salzburg, Fachbereich Kommunikationswissenschaft, Abteilung Journalistik, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg, Österreich, thomas.birkner@plus.ac.at, <https://orcid.org/0000-0002-0818-3062>

Literatur

Hömborg, W. (1987). Von Kärnern und Königen. Zur Geschichte journalistischer Berufe. In: Manfred Bobrowsky; Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.), *Wege zur Kommunikationsgeschichte* (S. 619–629). München: Ölschläger.